29 — 1897

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Intriguen.

Deutsch von P. Olliverio.

(Fortsetzung.)

Anton sprang auf; es überlief ihn bald heiß, bald kalt, und er verlangte nicht darnach, mehr von der Alten zu hören.

„Guten Morgen,“ sagte er und griff nach dem Becher. „Ich hoffe, Euere böse Prophezeiung wird nicht in Erfüllung gehen. Es thut mir leid, Euere Hand fortgestoßen zu haben.“

Darauf trat er auf die Heide hinaus, pfiff leise vor sich hin und versuchte sich einzureden, er sei äußerst vergnügt.

Mehrere der Zigeuner waren auf, schnürten ihre Sachen zusammen und packten sie auf drei, vier Esel, die Anton am Abend nicht bemerkt hatte, doch keiner der Leute nahm irgend welche Notiz von ihm. Der Gedanke an seine verlorene Uhr hinderte ihn daran, ihnen seinerseits ein Lebewohl zuzurufen, und so lenkte er noch immer pfeifend seine Schritte der Schule zu.

Als er eine ganze Strecke gegangen war, hörte er plötzlich Schritte hinter sich, und als er sich umdrehte, sah er sich dem schönen Zigeunerknaben mit dem seltsamen Namen gegenüber.

„Ich habe Ziska die Uhr gestohlen, als er schlief,“ rief der Kleine, „es wird ihm nie in den Sinn kommen, daß ich es gewesen bin. Hier nimm sie,“ und dabei ließ er die Uhr und Siegelring in Antons Hand gleiten.

„Das segne Dir Gott,“ sprach dieser, während ihm die Augen feucht wurden vor Freude und Dankbarkeit. „Wie kann ich Dir das vergelten?“

„Du hast mich freigemacht,“ erwiderte Edelwolf. „Und nun lauf, lauf so schnell Du kannst, hörst Du?“

„Nimm den Siegelring,“ sagte Anton, indem er ihn von dem Bande löste, „behalte ihn zum Andenken, und wenn Du ein ehrliches Leben führen willst, will ich Dir helfen, wenn ich kann.“

„Ich bin kein Dieb,“ sprach Edelwolf heftig.

„Ich glaube es Dir,“ versetzte der andere. „Komm hierher zu mir, oder zur Weihnachtszeit nach B. Warst Du schon dort?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete der Kleine.

„Nun, hier ist meine Adresse in B.,“ — dabei überreichte ihm Anton ein Couvert. „Kannst Du lesen?“

„Nein,“ lautete die Antwort, „aber ich kann anderen das Couvert zeigen und sie bitten, mir den Weg anzugeben.“

„Ganz recht,“ nickte Anton. Kurze Zeit darauf stand er vor Doktor Bachmann, der mit Tagesanbruch aufzustehen pflegte.

Man hatte Anton Roser am Abend zuvor vermißt und geglaubt, er sei davongelaufen, um dem Institutsleben zu entgehen. Natürlich war Doktor Bachmann froh, als er sich wieder einfand, und es fiel der Verweis, der ihm nicht erspart blieb, nicht allzuhart aus.

4.

Edelwolf kam zu seinen Leuten zurück, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, da Ziska noch schlief; und der kleine Bursche kroch behende unter einen Karren, der dicht vor einer Bank stand. Unter dem Fuhrwerk, auf etwas Heu gebettet und mit einem zerlumpten gelben Umschlagetuch zugedeckt, schlief eine Frau. Das war Edelwolfs „Mutter“. Er kroch dicht zu ihr heran und sah ihr mit inniger Zärtlichkeit ins Gesicht, war sie doch die einzige, die er auf der Welt liebte. Ihr Gesicht war tiefbraun. Einst war es wie Milch und Blut und das noch immer goldschimmernde Haar dick und voll; jetzt war es dünn von mangelnder Pflege. Die Frau mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre zählen und die Konturen ihres Gesichts waren geradezu tadellos.

„Mutter,“ rief Edelwolf weich, „Mutter!“

Bei dem Klang seiner Stimme öffnete die Gerufene die großen, hellblauen Augen. Es lag ein schmerzlicher Ausdruck in denselben, Stolz und gleichzeitig Müdigkeit, doch sie lächelte, als sie den Knaben erblickte und richtete sich halb auf.

„Mutter,“ sprach er noch einmal, „wir müssen aufbrechen. Der Becher ist zurückgegeben, und es kann möglich sein, daß man uns die Polizei nachschickt.“

„Aufbrechen!“ wiederholte die Frau; „niemals Ruhe, niemals Rast! Mögen sie gehen, ich bleibe. Laß mich in Frieden schlafen.“

„Aber Mutter,“ entgegnete Edelwolf, „sie werden Dir den Wagen nehmen und das Heu. Wo willst Du dann liegen?“

„Wo es ist — gleichviel,“ lautete die Antwort. „Ich sage Dir, Kind, ich bin krank — sehr krank,“ und sie legte die Hand an die Brust und hustete hohl. „Ich kann mich nicht rühren, Wolf, mein armes Kind — ich sterbe. Wer wird es gut mit Dir meinen, wenn ich nicht mehr bin?“

Des Knaben Augen füllten sich mit Thränen, während er die Hand der Kranken ergriff und an das Herz preßte.

„Kind,“ hob sie nach einer Weile wieder an, indem sie sich ein wenig aufrichtete und mit ungewöhnlicher Energie sprach, „an Deine Geburt knüpft sich ein Geheimnis, und ich habe unrecht an Dir gehandelt — o, so furchtbar unrecht; und nun kann ich das Geschehene nicht



Contreadmiral Alfred Tirpitz,
Stellvertreter des Staatssekretärs im Reichsmarine-Amt. (Mit Text.)
Nach einer Photographie von F. Urbahns in Kiel.

mehr gut machen, denn hier ist alles so verworren," dabei strich sie sich mit der Hand über die Stirn. „Du könntest reich sein — so viel weiß ich mich zu erinnern — und in einem schönen Hause wohnen und Dienerschaft haben und Geld. Du warst für unser Leben nicht geboren; aber er zwang mich dazu."

Bei den letzten Worten zuckte es wie wahnsinnige Wut über ihr Gesicht.

„Wer, Mutter?" flüsterte der Knabe. „Sage es mir, damit ich ihm fluche! War es mein Vater?"

„Dein Vater?" wiederholte sie — „Dein Vater? Wer spricht von Deinem Vater, Kind? Er wird mich doch nicht zur Rechenschaft ziehen? O, ich könnte seinen Blicken nicht begegnen!" fügte sie hinzu und sank in sich zusammen und barg das Gesicht in dem verwitterten Umschlagetuch, mit dem sie zugedeckt war.

„Nenne mir seinen Namen, Mutter," bat der Kleine. Sie sah wild um sich, als ob sie ihn nicht gehört hätte, und eindringlicher sagte er noch einmal: „Nenne mir seinen Namen."

Sie flüsterte ein paar unverständliche Worte: das Delirium steigerte sich mit jeder Minute.

„Ach, Mutter, Mutter!" rief der Knabe, erschrocken über die plötzliche Veränderung, die ihre bleichen Züge zeigten; „ach Mutter, sprich nicht so! Kennst Du mich nicht?"

Sie hob die Hand, als ob sie ihn liebkosen wollte.

„Großmutter," rief Edelwolf und lief zu ihr, „Großmutter, komm zur Mutter, sie ist sehr krank!"

Die aber hatte weder Zeit noch ein Herz für die Sterbende. Sie deutete auf die Branntweinflasche, ihren Trost in allen Nöten, und hieß ihn diese der Mutter bringen; doch er schüttelte den Kopf und kniete wieder an dem Lager der Kranken nieder.

Ringsum waren alle mit den Vorbereitungen zum Aufbruch beschäftigt. Einige der jüngeren Zigeunerinnen traten zu der Sterbenden heran, doch ihre Worte klangen hart und unfreundlich, war sie doch nicht von ihrem Stamm und deshalb nie beliebt bei ihnen gewesen. „Steh auf, Du faules Ding, es ist ja alles Verstellung!" rief die eine. „Ich brauche den Rock, den Du als Kopfkissen hast, und das Heu muß aufgepackt werden. Hier kommt Ziska, den Wagen zu holen."

Edelwolf blutete das Herz, als Ziska wirklich herantrat, denn der Wagen, unter welchem die Kranke lag, gehörte ihm. Ziska war nicht nur ein Zigeuner und Landstreicher, wie die meisten seines Stammes, sondern eine ganz besonders rohe Natur, die kein Gefühl, kein Erbarmen kannte; auch hatte er wegen Raub- und Mordversuchs wiederholt im Zuchthaus gesessen, was nur noch dazu beigetragen hatte, ihn immer wilder und verstockter zu machen.

„Was ist's mit Dir?" sagte er, während er begann, das Heu unter ihr wegzuziehen und auf den Karren zu laden. „Geht es zu Ende, wie?"

Bald war der Unglücklichen nichts mehr von ihrem Lager geblieben, der Karren war gefüllt und wurde weggefahren. Die alte Zigeunerin war die einzige, die, wenn auch nicht mit ihr, so doch mit dem Knaben Mitleid hatte. Sie humpelte zu ihm und sagte: „Laß Deine Mutter ein paar Tage im Hause liegen, bis es ihr besser geht, dann kann sie uns nachkommen."

„Im Hause?" fragte Edelwolf verwundert.

„Nun ja, im Armenhause," lautete die Antwort; „dort muß man sie pflegen."

„Nein, nein," rief der Knabe, heftig mit dem Kopf schüttelnd; „nicht in das Armenhaus, Großmutter — nicht dorthin!"

„Dort sind sie verpflichtet, sie zu pflegen," fuhr die Alte fort, während sie sich die Kapuze unter dem spitzen Kinn festband.

„Nein, dorthin soll sie nicht," wiederholte Edelwolf bestimmt, und kniete nieder und machte sich daran, das wenige, hier und da noch umherliegende Heu zusammenzusuchen, doch war es kaum genug, um ein kleines Kopfkissen zu ersetzen.

„Du bist ein Narr!" rief die Alte verächtlich und sah sich nach ihrem Sohn Ziska um. Edelwolf schwieg. „Ja, ein Narr," sagte sie dann noch einmal und legte ihre hagere Hand unter das Kinn des Knaben, „und nicht von unserem Blut."

„Ich bin kein Narr," entgegnete dieser, und versuchte, sich der Alten zu entwinden. Es gelang ihm, worauf er sich gegen die zerbrochene Bank lehnte, die sich malerisch von dem grünen Rasen abhob.

„Bleib' so stehen, mein Junge!" rief da plötzlich eine angenehme Stimme in bittendem Ton.

Ein Fremder, ein kleines Buch in der einen, ein Stift in der anderen Hand, stand vor ihm, und blickte scharf in des Knaben Gesicht, dann wieder auf das Papier, dann wieder auf, dann wieder nieder, und so abwechselnd während mehrerer Minuten.

„So, ich danke Dir," sagte er darauf; „doch halt — noch eine Minute, bitte."

Dann schlug der Künstler sein Buch zu, und die alte Zigeunerin fragte unter Knixen und Grinsen: „Soll ich Ihnen wahrsagen, gnädiger Herr?"

„Nun, was glaubt Ihr wohl, mir sagen zu können?" fragte dieser mit einem Lächeln zurück, das so viel sagen wollte, als wisse er von seiner Zukunft mehr, als die Alte ihm entdecken könne.

„Sie werden einst ein großer Künstler sein," hob sie an, „und werden eine reiche Dame heiraten."

„Ich bin bereits verheiratet," unterbrach er sie.

„Nein, das sind Sie nicht," rief die Alte, „ich täusche mich nie."

Der Fremde öffnete seine Börse und reichte ihr ein Markstück.

„Ihr scheint mir eine geschickte Wahrsagerin zu sein," sagte er und fuhr fort: „Ist das Euer Enkelsohn?"

„Nein, es ist keiner von unserem Stamm," antwortete sie, und betrachtete gierig das Geldstück in ihrer Hand.

Edelwolf trat inzwischen näher an den Fremden heran und fragte: „Haben Sie mich gezeichnet?"

„Ja," lautete die Antwort.

„Wollen Sie mich das sehen lassen?"

Der Fremde schlug sein Buch auf und zeigte die Skizze.

„Das ist hübsch," sagte Edelwolf. „So könnte ich es nicht."

„Du!" rief der Künstler.

„Ich kann etwas zeichnen," fuhr der Knabe fort, „und möchte ein wirklicher Künstler sein."

„Zeige mir etwas, das Du gezeichnet hast," sagte der andere lächelnd.

„Ich habe nichts mehr, die Blätter sind vorige Woche alle ins Feuer geworfen worden," erklärte Edelwolf.

„So," meinte der Künstler kühl, denn er schenkte den Worten des Kleinen wenig Glauben. „Ist jene Frau dort krank?" fügte er mit einem Blick auf die am Boden Liegende hinzu.

„Das arme Geschöpf liegt im Sterben," antwortete die Alte, die Augen verdrehend, „es steht uns ja allen bevor."

Der Maler blickte mitleidig auf die Unglückliche nieder.

„Wo soll die Aermste hin?" fragte er.

„In das Armenhaus," antwortete die Alte, „wir brechen jetzt auf."

Um den Fremden sammelten sich allmählich mehr der schwarzäugigen Zigeunerinnen, die ihm seine Zukunft prophezeien wollten. Die eine sah in dem Mal an seiner linken Schläfe eine große Erbschaft, die ihm zufallen mußte; eine andere wußte bestimmt, daß er eine Dame aus der Aristokratie heiraten würde. Dann brach die Bande wirklich auf, verabschiedete sich mit vielen Knixen und schönen Worten, und die Sterbende blieb unbeachtet im Grase liegen.

Edelwolf lehnte sich gegen die Bank, und die alte Zigeunerin legte die Hand auf seinen Kopf und sprach eine Art Segen über ihn aus; auch drückte sie ihm eine Münze in die Hand.

„Suche uns auf, Junge; komm wieder zur Großmutter, sobald alles vorüber ist," dann kletterte sie auf den Wagen und nahm die Zügel in die Hand.

Die Sonne schien jetzt hell, obgleich am Waldessaum noch ein leichter Nebel lagerte. Ein köstlicher Herbsttag brach an, und des Künstlers Auge weidete sich an dem reizenden Bild, das die abziehende Zigeunerbande bot. Erst als diese seinen Blicken fast entschwunden war, wendete er sich Edelwolf wieder zu.

Eine Weile betrachtete er den schönen Kopf, dann sagte er: „Willst Du mir täglich drei Stunden Modell stehen?"

Der Gefragte sah rasch zu ihm auf, dann warf er einen Blick auf seine Mutter, und der Gedanke durchzuckte ihn freundlich, daß er auf diesem Wege Hilfe schaffen könne. So nickte er dem Maler zu und fragte, was er ihm dafür geben wolle.

„Vierzig Pfennige die Stunde," antwortete dieser.

Edelwolf zählte an den Fingern ab, wie viel da auf den Tag komme und nickte dann zustimmend mit dem Kopfe. „Mutter," sprach er darauf, sich zu ihr herabbeugend und die Hand sanft auf ihren Arm legend, „ich soll täglich eine Mark und zwanzig Pfennige haben, dafür, daß ich mich zeichnen lasse. Davon können wir leben, nicht wahr, Mutter?"

Sie öffnete matt die Augen und lächelte.

„Sie versteht nicht mehr, was ich sage," meinte der Kleine bekümmert; „ihre Gedanken sind gänzlich verwirrt."

Wildenhain, so hieß der Maler, warf einen flüchtigen Blick auf die Frau, doch das kleine, gesunde Modell flößte ihm für den Augenblick größeres Interesse ein.

„So komm in drei Stunden in das Dorf hinunter, in die „goldene Harfe," sagte er, nach der Uhr sehend. „Ja, in drei Stunden ungefähr," wiederholte er langsam.

Nun lag die „goldene Harfe" unglücklicherweise aber nur eine kleine Strecke von Doktor Bachmanns Erziehungsanstalt entfernt, und Edelwolf verspürte durchaus nicht Lust, Gefahr zu laufen, daß man ihn zum zweitenmal in den Kohlenkeller einsperrte, er erklärte daher bestimmt: „Nein, nach Erlenthal komme ich nicht."

„Warum nicht?" fragte der Künstler.

„Weil sie mich dort festnehmen."

„Dich festnehmen? Warum? Was hast Du gethan?"

„Ach, nichts, aber meine Leute, und deshalb gehe ich nicht nach Erlenthal.“

„Wenn der Berg nicht zu Mahomed kommen will, muß Mahomed zu dem Berge gehen,“ lachte Wildenhain. „Wenn Du mit Erlenthal nicht einverstanden bist, will ich mein Quartier in Strehling aufschlagen. Ist Dir das recht? Ich kann im Hause des Waldhüters wohnen.“

„Ja, nach Strehling will ich kommen,“ antwortete Edelwolf.

„So komm morgen um elf Uhr. Und für Deine Mutter mußt Du ein Unterkommen suchen.“

„Er trat an die Unglückliche heran, die so still auf der Wiese lag, und richtete ein paar Worte an sie.

„Mutter,“ rief Edelwolf, zu ihr herabgebeugt, „der Herr hier spricht mit Dir, richte Dich ein wenig in die Höhe, Mutter!“

Sie wandte sich matt, und der Knabe stützte ihren Kopf mit seiner kleinen von Lumpen bedeckten Brust. Ihre blauen Augen, in denen das Fieber brannte, waren groß auf Wildenhain gerichtet.

„Sie sind krank,“ sprach er in mitleidigem Ton.

Sie preßte die abgezehrte Hand an die pochenden Schläfe und stieß einige Worte hervor, die einen Vorwurf zu enthalten schienen. Dann murmelte sie etwas von einem Namen vor sich hin, worauf sie seltsam erregt wurde, und Edelwolf dann und wann einen liebenden Blick zuwarf.

„Armes Lämmchen!“ klagte sie, „armes, unschuldiges Lämmchen!“ Und plötzlich wild aufschreiend, fuhr sie fort, während ein brennendes Rot ihre Wangen überzog: „Wolf, vielleicht wirst Du ein Dieb, hungerst und stiehlst, befleckst Deine Hände und stirbst gerichtet. Dahin kann es mit Dir kommen, und alles durch mich!“

„Wem gehört der Knabe?“ fragte Wildenhain tief ergriffen.

„Was geht es Sie an?“ fragte sie mit unheimlichem Lächeln zurück. „Weshalb wollen Sie es wissen?“

Hier bekam die Leidende wieder einen heftigen Hustenanfall. Als er vorüber war, lehnte sie sich erschöpft und bleich wie der Tod in Edelwolfs Arme zurück.

Der Maler glaubte eine ganze, traurige Geschichte darin zu lesen von Schönheit, Anmut und Verführung und fragte sich, was mit der Unglücklichen werden, wo sie einen sanfteren Ruheplatz für ihr schmerzendes Haupt finden sollte, als die harte, feuchte Wiese ihr bot.

„Du mußt für Deine Mutter ein Unterkommen suchen, Kind,“ sagte er noch einmal.

„Ja,“ versetzte Edelwolf, „ich werde sie nach dem Gut hinbringen, und wenn es dunkel ist, lege ich sie in den Kuhstall hinein.“

„Nein, das geht nicht,“ entgegnete Wildenhain. „Sie muß ein bequemes Bett haben.“

„O,“ meinte der Kleine, „sie hat all die Jahre Sommer und Winter kein Bett gesehen.“

„Und das eben ist ihr Tod,“ sagte der Maler, „Deine Mutter ist nicht von Jugend auf ein solches Leben gewöhnt. Dir mag es dienlich sein, doch nicht ihr. Suche ihr eine Wohnung, hier ist eine Mark für diese Nacht.“

Damit wandte er sich Strehling zu, um sich bei dem Waldhüter einzumieten.

5.

Wenn sich in der gräflichen Familie Branden-Strehling äußerlich auch nichts verändert hatte, so sah im Innern doch manches anders aus. Der Graf hatte sich mehr dem Staate gewidmet und war dadurch seinem Hause häufig fern, während die Gräfin sich mit ihren Gästen und dem Hofmeister Monsieur Paul Bernard amüsierte, so gut sie konnte. Der letztere war ihr täglicher Gesellschafter, er begleitete sie auf ihren Ausfahrten, Spaziergängen, ihren Spazierritten, hatte ein aufmerksames Auge für einen jeden ihrer Winke, war ihr Schatten, wo sie ging und stand.

Die Gräfin hatte den interessanten Franzosen sehr gern; warum auch sollte sie nicht? Er war schön, geistreich und von guter Familie, und sie fand in ihm stets eine liebenswürdige Gesellschaft, sobald sie ihrer eigenen überdrüssig geworden.

Das Verhältnis der beiden mußte unter so beständigem Verkehr miteinander natürlich ein immer vertrauteres werden, und das Herz des Franzosen, oder vielmehr sein Kopf — denn das Herz hatte wenig mit der ganzen Sache zu thun — begann die ehrgeizigsten Pläne daran zu knüpfen, und heimlich, aber desto sicherer arbeitete er auf sein Ziel los und suchte die Gräfin mehr und mehr in seine Macht zu bekommen.

Sie dachte nicht daran, was ihr Spiel mit ihres Sohnes Hofmeister sie möglicherweise kosten konnte; vielleicht auch verstand sie den Mann nicht ganz und vermochte seinen Charakter nicht zu durchschauen, seine Diplomatie nicht zu begreifen.

So standen die Dinge, als die Gräfin eines Tages gegen Ende September auf der Ottomane saß, der Verandathüre gerade gegenüber, welche in die Blumengärten hinausführte. Es war ein reizendes Gemach, in dem sie sich befand, ein passender Rahmen für die geradezu bestrickende Erscheinung.

Die Gräfin blätterte achtlos in einem Buche, denn der Tag war warm und sie fühlte sich matt.

Ein Kleid von weißem indischen Mull umfloß in reichen Falten ihre anmutige Gestalt, und die Hitze des Tages hatte ihre Wangen rosig gefärbt, das einzige, was für gewöhnlich fehlte, um ihre Schönheit vollkommen zu machen.

Plötzlich schallten von der Terrasse her Tritte, und im nächsten Moment stand Paul Bernard vor ihr. Er blieb mit dem Rücken der Thüre zugewendet, so daß sein Gesicht im Schatten war, und betrachtete sie eine Weile, dann ließ er sich neben ihr auf dem Sofa nieder und ergriff ihre Hand. Sie zog sie ärgerlich zurück; sie mochte sich gerade in etwas stolzer Stimmung befinden und gefiel sie sich auch in dem koketten Spiel mit dem Franzosen, so war sie doch weit davon entfernt, ihre Stellung als Gemahlin des Grafen Branden-Strehling zu vergessen.

Die stolze, mißmutige Bewegung entging ihm nicht, und sein Gesicht wurde um einen Schein bleicher.

„Warum sind Sie heute so seltsam, so kalt, so stolz?“ hob er an, „habe ich Sie erzürnt?“

Sie lachte — es war ein kurzes, kokettes Lachen, aus dem es halb wie Furcht, halb wie Genugthuung herausklang.

„Sie sind es, der seltsam ist,“ entgegnete sie, ihr Hündchen streichelnd; „warum wollen Sie so — so —“

„Warum will ich die Lektion wiederholen, die Sie mich gelehrt haben!“ unterbrach er sie, ihren Satz vollendend; und während er sprach, nahm sein Ton allmählich eine schärfere, entschlossenere Färbung an. „Wessen Schuld ist es, wenn ich anmaßend genug war, Sie zu bewundern? Haben Sie mich nicht gleich einer Sirene Schritt für Schritt weitergelockt?

„Würde ich es je gewagt haben, dem Weib meines Brotherrn gegenüber so zu handeln, so zu reden, wie ich es gethan habe und noch thun werde, wenn Sie mir nicht das Recht dazu gegeben hätte?“

Er machte eine Pause, doch sie erwiderte nichts. Sie strich die Falten ihres Kleides glatt und betrachtete die Juwelen an ihrer weißen Hand. Ihre Gleichgültigkeit brachte ihn fast von Sinnen und seine Worte klangen heftig, als er fortfuhr: „Sie haben Hoffnungen in mir erweckt, die sich nicht wieder unterdrücken lassen.“

„Was für Hoffnungen, Monsieur Bernard?“ fragte sie.

„Das will ich Ihnen sagen,“ antwortete er, dichter an sie heranrückend.

Sie stand auf, trat an den Spiegel und legte eine in Unordnung geratene Locke wieder zurecht. Die Lippen des Franzosen wurden weiß, auch er erhob sich und maß die Gräfin eine Weile schweigend mit zornglühenden Blicken.

„Bevor ich Ihnen meine Hoffnungen nenne,“ fuhr er dann fort, „lassen Sie mich einige Jahre zurückgreifen und von dem Ereignis reden, welches weder Sie noch ich jemals vergessen können. Sie jammerten zu jener Zeit über die spärlichen Aussichten, die sich Ihrem Sohne boten.“

„Nun, und was weiter?“ unterbrach sie ihn, in ihrer Beschäftigung fortfahrend, wobei indessen ihre Hände merkbar zitterten.

„Jetzt ist er Erbe einer Grafschaft und eines Vermögens, das selbst Ihre ehrgeizigen Wünsche befriedigen muß,“ fuhr der Hofmeister fort.

„Haben Sie mir nichts Neueres zu sagen?“ unterbrach sie ihn nochmals, doch er ließ sich durch ihre Frage nicht beirren.

„Wie würde es Ihnen gefallen, wenn er wieder in seine frühere unbedeutende Stellung zurückverfiele? Wenn er nicht Majoratserbe, sondern wieder der zweite Sohn, der nicht Aussicht hat, nur einen Acker Land einmal sein eigen zu nennen?“

„Warum quälen Sie mich stets mit geheimnisvollen Andeutungen und lächerlichen Mutmaßungen?“ fragte sie ärgerlich. „Was Sie da als Möglichkeit hinstellen und so lebhaft auszumalen wissen, kann niemals eintreten. Heribert ist tot und mein Sohn lebt; die Erbschaft ist ihm also unbedingt sicher.“

Ihr Gesicht war sehr bleich geworden und in dem Ton ihrer Worte klang es wie eine nervös ängstliche Frage.

„Die Zeit ist gekommen,“ hob er an, „in der die geheimnisvollen Andeutungen klar und die lächerlichen Mutmaßungen zu sehr unbequemer Gewißheit werden müssen, denn der Knabe, den Sie bisher für tot gehalten haben, lebt und ist frisch und gesund; und so hat Ihr Sohn kein größeres Anrecht auf die Grafschaft, als ich und jeder andere.“

Die Gräfin wurde totenbleich und ihre großen, dunklen Augen hefteten sich durchbohrend auf seine Züge, während ihre Lippen kaum hörbar flüsterten: „Paul Bernard, ich glaube Ihnen nicht.“

Der Franzose lachte.

„Es sind alle Beweise dafür da, daß er tot ist,“ fuhr sie fort. „Wurde er nicht hierhergebracht und in der Familiengruft begraben? Monsieur Bernard, Sie sind toll oder Sie träumen.“

„Keins von beiden,“ entgegnete dieser gelassen. „Der vermeintliche Graf Heribert wurde hierhergebracht, das gebe ich zu; doch

werden Sie sich erinnern, daß man seine Identität nicht feststellen konnte, weil sein Gesicht nicht zu erkennen war."

Sie erinnerte sich dessen nur zu gut.

„Woher wissen Sie das alles?" fragte sie.

„Das thut nichts zur Sache," antwortete er; „genug, wenn Sie wissen, daß Ihr Sohn auf Treibsand steht, und es in meiner Hand liegt, ob derselbe ihm unter den Füßen weicht oder nicht."

„So grausam werden Sie nicht sein!" rief sie und legte die Hand auf seinen Arm — „nein, so grausam gewiß nicht. Sie werden diese Vermutung nicht aussprechen, solche Zweifel nicht wachrufen."

Sie sprach in bittendem Ton und ihre Augen waren flehend zu ihm erhoben.

„Das steht allein bei Ihnen," erwiderte er, „Sie lieben Ihren Sohn, das weiß ich, und werden viel für ihn thun. Wenige außer mir argwohnen das furchtbare Geheimnis, niemand außer mir kann es verraten, und in Ihrer Macht, Gräfin, liegt es, mich zum Reden oder Schweigen zu bringen."

„Wieso denn in meiner Macht?"

„Ich bin seit Jahren Ihr Freund gewesen," sagte er, „und die Grenzen für diese Freundschaft haben Sie gezogen. Doch die Vergangenheit liegt hinter uns, jetzt haben wir mit der Zukunft zu thun."

Sie sah ihn groß und verwundert an, kaum verstehend, was er sagte, denn ihre Gedanken waren von dem Furchtbaren, das sie gehört hatte, wie gelähmt.

„Der Graf ist ein alter Mann," fuhr Bernard fort, „mehr als zwanzig Jahre älter als Sie, und ein gebrechlicher Körper. Er kann nicht mehr lange leben — dann sind Sie Witwe und die Mutter des regierenden Grafen, wenn —"

„Wenn was —?" rang es sich schwer von ihren Lippen.

„Wenn," fuhr er fort, „wenn Sie schwören, daß, sobald Sie frei sind, diese hier," und jetzt zog er ihre Hand an seine Lippen, „mein ist."

Sie zuckte heftig zusammen, heiß schoß ihr das Blut bis in die Schläfe hinauf.

„Unter dieser Bedingung allein werde ich schweigen. Geloben Sie mir, mein Weib zu werden, und keine Silbe soll je wieder von der Sache verlauten; weigern Sie sich, so kennen Sie die Folgen."

„Sie haben keine Beweise," warf sie ein, „ich will und mag Ihnen nicht glauben."

„Ich habe den besten Beweis in dem Knaben selbst und werde ihn bringen," entgegnete der Franzose ruhig.

„Bringen Sie ihn, und dann sollen Sie meine Antwort haben," rief sie. „Lassen Sie mich den Knaben sehen und dann will ich Ihnen sagen, ob ich mein Kind so lieb habe, daß ich Ihnen Ihr Verlangen gewähre."

Bernard schwieg. Er hatte seine Gründe, die Sache vorderhand nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Er hatte gethan, was vorläufig in seiner Absicht lag; er hatte ihr die Gefahr angedeutet und zugleich das Mittel gezeigt, dieselbe abzuwenden. Das genügte für den Augenblick, und so schüttelte er nur den Kopf und erklärte, daß er weder willens sei, den Knaben herbeizubringen, noch dessen Aufenthalt zu verraten.

„Ich werde auf Ihre Entscheidung warten," sprach er, während er sich erhob und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen; plötzlich jedoch wendete er sich nochmals der Gräfin zu.

„Haben Sie kein freundliches Abschiedswort für mich?" fragte er sarkastisch; sie erwiderte nichts und mit einem triumphierenden Aufblitzen in seinen Augen streckte er ihr die Hand hin und setzte hinzu: „Nicht ein einziges?"

Sie blieb noch immer stumm und regungslos.

„Sie werden meine Worte nicht vergessen," hub er nun von neuem an. „Sie werden sie reiflich überlegen; und das eine, meine Gnädige, werden Sie nun begreifen, daß wenn Paul Bernard sich bisher auch als williges Spielzeug zeigte, er dies in Zukunft nicht mehr thun wird. Das Spiel liegt jetzt in seiner Hand, er gedenkt es zu dirigieren, wie es ihm gefällt und — zu gewinnen." Damit verließ er sie und trat hinaus in den lieblichen Septembertag, während die Gräfin noch lange in ihrer Stellung verharrte. Sie hatte Paul Bernard zum erstenmal in seinen wahren Farben gesehen.



Erst das Küßchen. Von Meyer von Bremen. (Mit Text.)

Photographie-Verlag der Photograph. Gesellschaft in Berlin.

6.

Die Zimmer, welche der Maler im Hause des Waldhüters genommen hatte, waren einfach aber behaglich, die Wirtin dienstfertig und mitteilsam; sie war seit seiner Ankunft fortwährend geschäftig herein- und hinausgelaufen, und kam nun abermals herbei, um seine Wünsche wegen des Mittagessens in Empfang zu nehmen. Ihre Frage entriß ihn den poetischen Betrachtungen, die er soeben über die gräfliche Besitzung anstellte; doch sobald die Sache erledigt war, wendete er sich wieder dem herrlichen Park zu, dessen Anblick er demjenigen von Frau Starkes steifgestärktem Kattunkleid und rotbäckigem Gesicht vorzog; während er den Blick träumerisch über das reiche Grün dahingleiten ließ, sah er die Gestalt eines Mannes hastig im Schatten der Bäume auf und ab gehen. Er trug den Hut in der Hand und sah seltsam erregt aus; seine Züge hatten etwas Auffallendes. Des Künstlers Interesse wurde sofort rege.

„Wer ist das?" fragte er Frau Starke und deutete nach der vorübergehenden Gestalt.

Die Wirtin beschattete die Augen mit der Hand und sah zum Fenster hinaus. „Das ist der französische Hofmeister drüben vom Schloß."

„Ein schöner Mann," meinte Wildenhain.

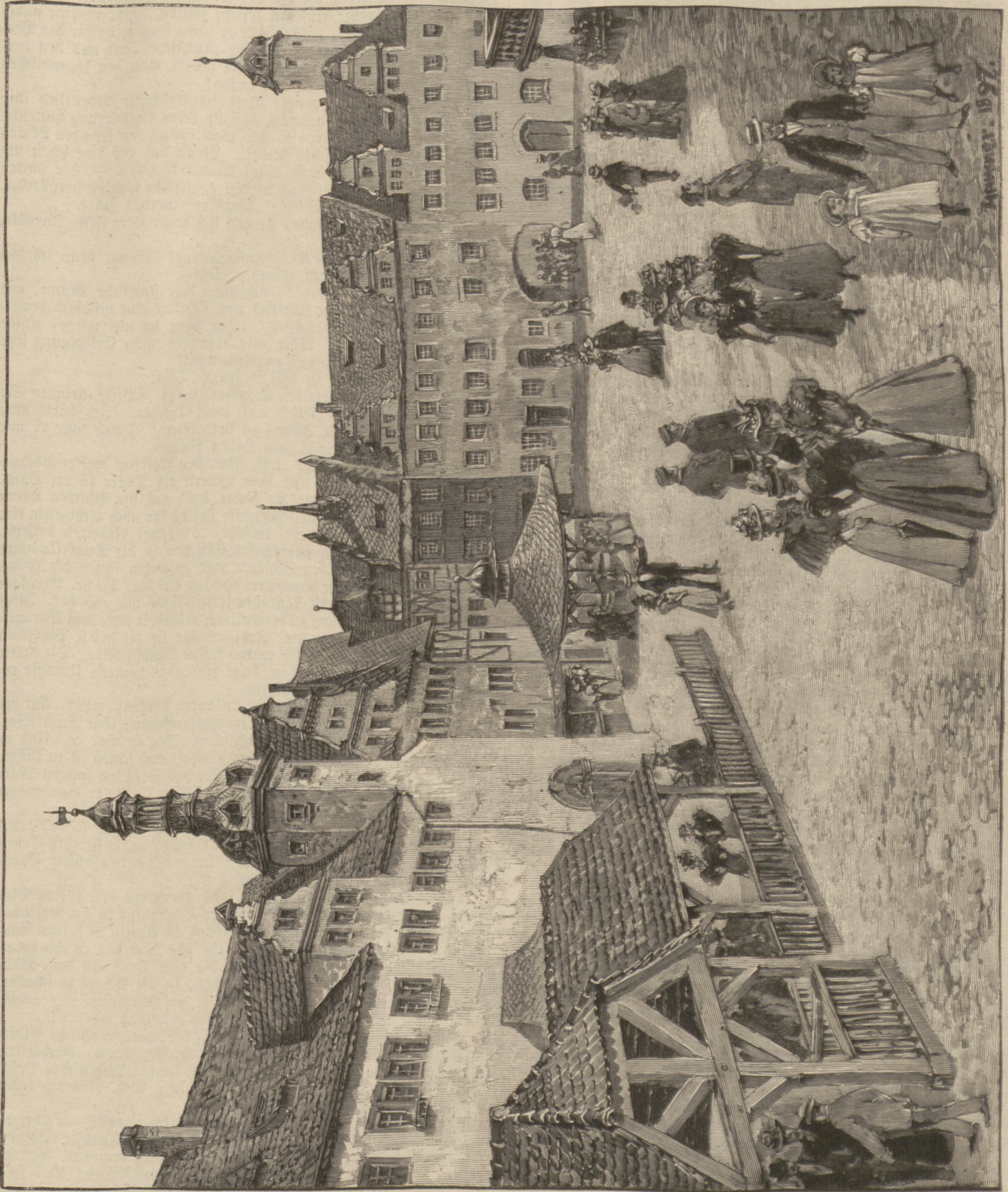
Gewiß," stimmte die Frau bei, „aber er hat sich sehr verändert, seit der kleine Graf Heribert vor fünf Jahren ertrank. Das Kind nämlich war ihm überlassen und so trug er mit Schuld an seinem Tod. Der kleine Heribert fiel ins Wasser und erst nach acht Tagen fand man ihn wieder und zwar in so entsetzlichem Zustande, daß er nur noch an seinen Kleidern zu erkennen war."

„Ein prächtiger Kopf für einen Lucifer," sprach der Maler vor sich hin, den die herankommende Gestalt weit mehr interessierte, als was Frau Starke ihm von dem kleinen Heribert erzählte.

Der Hofmeister kam näher. Er war im höchsten Grade aufgeregt, sein Gesicht sah bleich aus, seine Augen schossen Blitze, seine Zähne knirschten, kam er doch soeben von der Unterredung mit der Gräfin, in welcher er seine Wünsche wie seine Absichten klargelegt hatte. Der Maler konnte der Versuchung nicht widerstehen, den prächtigen Kopf mehr in der Nähe zu betrachten; er setzte den Hut auf und ging dem Franzosen entgegen. Bald sah er sich dicht vor ihm und fand es nicht schwer, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Der herrliche Tag und die gräfliche Besitzung boten den ersten Stoff dazu und dann erzählte Wildenhain sein Abenteuer mit den Zigeunern. Bei Nennung von Edelwolfs Namen trat der Franzose einen Schritt zurück und sah Wildenhain ebenso scharf und forschend ins Gesicht, wie dieser ihm.

„Wenn ich recht unterrichtet bin,“ fuhr der Maler fort, „sind Sie ein Freund der gräflichen Familie und haben Einfluß auf dem Schlosse. Könnten Sie den Grafen nicht veranlassen, etwas für den armen Jungen und seine sterbende Mutter zu thun? Die Frau sollte sofort ärztliche Hilfe haben.“

„Sie irren,“ entgegnete Bernard. „Ich bin nicht der Freund des Grafen, sondern nur der Hofmeister seines Sohnes und habe



Aus der Sächsisch-thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Leipzig. (Alt-Leipzig: Der Marktplatz.) Originalzeichnung von E. Limmer. (Mit Text.)

durchaus keinen nennenswerten Einfluß auf dem Schlosse." Seine Lippen zitterten, während er sprach. „Ich werde die Leute aufsuchen," fuhr er fort; „vielleicht kann ich ihnen helfen, ohne den Grafen in Anspruch zu nehmen. Er ist nicht gar zu mildthätig, und die Gräfin — nun, sie könnte auch ein weicheres Herz haben, ohne deshalb schlechter zu sein."

Sein Ton klang bitter und ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht, sichtlich zu des Künstlers Freude, der diesen Ausdruck um seines Lucifers willen außerordentlich bewunderte.

„Ich glaube, es ist die alte Geschichte von Gewissensqualen," meinte Wildenhain. „Soviel ich erfahren konnte, ist die Frau vor vier, fünf Jahren zu den Zigeunern gekommen; der Knabe ist ohne Zweifel ihr Kind. Der kleine Bursche verrät für einen Landstreicher ganz auffallenden Anstand, und ich möchte darauf schwören, daß er gutes Blut in den Adern hat. Die Frau liegt im Fieber und spricht von des Kindes Vater und irgend welchem Unrecht, das sie dem Kinde angethan hat."

Der Hofmeister zuckte zusammen und es entging dem Maler nicht.

„Es ist eine ganz romantische Geschichte," fuhr letzterer fort, „von der ich gern das Ende erführe."

„Wo sagen Sie, daß die Leute sind?" fragte Bernard.

„Ich werde Ihnen zeigen, wo ich sie verließ," antwortete Wildenhain.

(Fortsetzung folgt.)

Das Entwicklungsfräulein.

Humoreske von Rud. Heinr. Greinz.

(Schluß.)

„Wie Sie glauben," erwiderte Toni auf das stumme Drängen ihres Begleiters und schlug verwirrt die Augen zu Boden.

„Es ist ja so schön hier und so einsam," sprach er endlich leise und mit vibrierender Stimme, indem er unwillkürlich seinen Arm um ihre Schultern legte, was sie ruhig geschehen ließ. „So habe ich es mir schon längst gewünscht und geträumt. Wir sitzen ja hier wie der Prinz und die Prinzessin im Märchen, abgeschieden von aller Welt —"

„Sie lieben wohl Märchen?" fragte Toni kaum hörbar, um ihn zu unterbrechen. Es wurde ihr auf einmal ganz angst, und sie glaubte, ihr Herz klopfen zu hören.

„Und wie!" entgegnete Paul Werner, die bebende Gestalt sanft an sich drückend, „besonders, wenn das Märchen so nahe ist und sich vielleicht verkörpert — oder gewiß verkörpert — ja?"

Sie sah ihn einen Augenblick voll an, um dann tief errötend die Augen wieder zu senken.

„Warum wollen wir es uns länger verheimlichen," fuhr er hastig fort. „Fräulein Toni, süßes liebes Kind, könnten Sie mir nicht ein wenig gut sein?"

Er hatte sie ganz nahe an sich gedrückt. Ihre Haare streiften seine Wangen. Sie zitterte am ganzen Körper vor Erregung und Glück.

„Ich danke schön!" erwiederte sie leise.

Im nächsten Augenblick brannten zwei Lippen auf einander im ersten, heißen, nimmer enden wollenden Kuß. Und dann folgten jene glückseligen Minuten, in denen jedes von zwei Liebenden frägt, ohne eine Antwort darauf zu erwarten, immer um das Gleiche frägt, nach der Liebe und wieder nach der Liebe — und die Antwort aus den Augen liest, auf den Lippen brennen fühlt.

„Mein! Mein! Auf immer mein!" jubelte Paul und küßte sein junges Glück.

Da war es plötzlich beiden, als ob sie in einem benachbarten Gebüsch etwas hätten rascheln hören. Sie konnten sich getäuscht haben. Dennoch fuhren sie empor und waren aus ihrem seligen Traum plötzlich wieder in die nüchterne Welt der Wirklichkeit versetzt. — Und doch war diese Welt tausendmal schöner, als jemals früher. Die Blätter von den Bäumen schienen ihnen einen Gruß zu rauschen, ein naher Vogel ihr ganzes Glück zu singen und ein kleiner Springquell mit seinem muntern Plätschern darein zu stimmen.

Jetzt mahnte Toni aber energisch zum Aufbruch. Die Bäume warfen schon bedenklich lange Schatten. Weiß Gott, wie lange sie dagesessen und in ihrer frisch erblühten Liebe geschwelgt hatten. — Raschen Schrittes eilten sie nach dem Restaurationsgarten zurück.

Papa Schröder saß allein am Tisch. Der Freund hatte sich bereits empfohlen. Der alte Herr mochte wohl gleich in den Mienen der beiden Ankömmlinge gelesen haben, daß etwas vorgefallen war; denn er lächelte auf seine Weise ganz merkwürdig verschmitzt.

Toni und Paul konnten ihr Geheimnis auch nicht länger allein tragen. Schon auf dem Heimwege wurde gebeichtet, und Herr Schröder nahm an dem Glück der Kinder den herzlichsten Anteil.

Das gab wieder mal einen vergnügten Abend in der kleinen Gartenwohnung. Da wurden Pläne geschmiedet für alle Zukunft. Toni mußte aus dem Geschäft treten; denn sie sollte nur Hausfrau sein. Paul würde Aufbesserung erhalten, und dann sollte baldmöglichst geheiratet werden!

„Na, na!" drohte der alte Herr. „Gut Ding braucht lange Weile!" Dann meinte er zu seiner Tochter gewandt: „Denke an die fünf Prämierungs-Goldstücke und meine alte Meerschaumpfeife! Die dürfen nicht in die Mitgift gerechnet werden!" Sonst störte er die Luftschlösser der beiden jungen Leute nicht mehr. Verliebte sehen eben den Himmel voll Geigen und kommen schon selbst zur Vernunft, wenn der Ernst des Lebens an sie herantritt. Und daß sie diesen noch früher einsehen lernen sollten, bevor sie eine unbedachte Heirat schlossen, dafür wolle er schon sorgen, dachte der Premier. Und dann kannte er ja seine praktische Toni und den vernünftigen Sinn Pauls. Aber heute mußte man den jugendlichen Brauseköpfen freien Spielraum lassen! — —

Am nächsten Tage mußte Toni im Geschäfte ordentlich ihre fünf Sinne zusammen nehmen, daß sie keine Verwirrung anstellte. Ach, ihre Gedanken waren so gar nicht bei all den fremden Leuten und bei ihrer mechanischen Arbeit. Wenn nur der Tag schon um wäre! Abends wollte dann Paul wieder kommen. — Sie hatten mit Papa einen Spaziergang in den englischen Garten verabredet, wo beim chinesischen Pavillon „soupiert" werden sollte.

Unter den ersten Kunden befand sich heute Herr Felix Jarosky, Pauls Chef.

„Guten Morgen, Herr Kommerzienrat! Womit kann ich dienen?" begrüßte ihn Toni etwas verlegen.

„O, nichts Besonderes!" entgegnete der stattliche Mann, mit seinem goldenen Kneifer spielend und sichtbar eine mühsam bemeisterte Heiterkeit unterdrückend. „Ich habe da nur wieder einige Platten zu entwickeln. Wäre mir aber um rasche Erledigung sehr zu thun, verehrtes Entwicklungsfräulein!"

„Ist's bis morgen zu spät?" fragte Toni.

„O nein!" entgegnete der Kommerzienrat. „Bitte, bringen Sie mir aber die Platten selbst auf mein Bureau. Ich hätte noch was Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen." Dann war er mit einem freundlichen Gruße zum Laden hinaus.

Toni hatte nicht lange Zeit, über den Auftrag weiter nachzudenken; denn eines gab nun dem andern die Thüre in die Hand.

Bis zum Abend hätte sie sogar bald auf die Platten Herrn Jaroskys vergessen. Glücklicherweise fiel es ihr noch rechtzeitig ein, und sie stellte einige andere, weniger dringende Arbeiten beiseite, um mit den drei ihr anvertrauten Kästchen in die Dunkelkammer zu eilen. Sie öffnete den Schieber und entnahm ihnen die Glasplatten. Das rote Licht dämmerte vor ihr auf dem Tische. Langsam neigte sie die Schale mit dem chemischen Bade hin und her. Zwei Aufnahmen waren schon in erfreulicher Klarheit aus dem Entwicklungsprozeß hervorgegangen. Jetzt tauchte sie die dritte Platte in die Schale. Die ersten beiden waren kleine Landschaften. Die dritte schien, soweit es die bald zu Tage tretenden matten Umrisse ergaben, eine Gruppe zu enthalten.

Plötzlich sprang Toni mit einem lauten Ausruf empor. Auf der Platte zeichneten sich genau die wohlgetroffenen Züge Paul Werners ab. Sie konnte sich nicht täuschen. Ja, er war es. Und er hielt seinen Arm um eine weibliche Gestalt und schien sie zu küssen.

Ein leidenschaftlicher Krampf preßte das Herz des jungen Mädchens zusammen. Sollte er sie betrogen haben, sollte er eine andere . . . Nein, es war nicht möglich!

Ihr Gesicht! Ihr Gesicht! Ich muß ihr Gesicht sehen! tobte es in ihrem Innern. Mit zitternden Händen nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Es war eine qualvolle Minute der entsetzlichsten Spannung und peinlichsten Erwartung.

Da . . . das junge Mädchen fuhr abermals von ihrem Sitze erschrocken empor, brach dann für einen Augenblick in ein herzliches Lachen aus, um aber dann gleich darauf ihr Antlitz in beiden Händen zu verbergen. Sie fühlte, wie ihr das Blut bis zu den Haarwurzeln schoß. Sie selbst war es, die von Paul auf dem Bilde geküßt wurde. Als sie es wieder wagte, in die Schale zu schauen, erkannte sie auch die ganze Umgebung, den Nußbaum, die Steinbank . . . Schrecklich! Sie waren also belauscht worden!

Mit einem jähen Entschluß wollte sie die photographische Platte zertrümmern. Aber sie war doch nicht ihr Eigentum! Rechtzeitig besann sie sich noch. Der Kommerzienrat konnte doch nichts Böses vorhaben. Aber furchtbar fand sie den Scherz doch. Und das sollte sie ihm morgen selbst bringen!

Sie entwickelte das Bild vollständig, packte es nebst den übrigen in die Kästchen, wickelte alles zusammen in Seidenpapier und verschnürte das kleine Packet sorgfältig. Mochte kommen, was da wollte! Sie würde den erhaltenen Auftrag ausführen! Das war also gestern das verdächtige Rascheln im Gebüsch gewesen. Der Kommerzienrat hatte sie beide gesehen. Aber Pauls Chef schien ja gar nicht darüber böse zu sein. Er war heute ja freundlicher denn je gewesen. — Eine unbestimmte Ahnung sagte dem jungen Mädchen, daß vielleicht alles noch zum Guten ausgehen würde.

Abends war man im Englischen Garten. Toni war munter wie gewöhnlich und ließ sich nichts anmerken, welche widerstrei-

tenden Gefühle ihre Brust bewegten. Paul sagte sie von dem Erlebnis keine Silbe. Wozu sollte sie ihn auch noch beunruhigen. Morgen würde man ja sehen, was sich ereignete. Daß das junge Mädchen in der Nacht nach diesem denkwürdigen Tage kein Auge schloß, läßt sich ermessen. Am Vormittag zog sie schon ziemlich früh die Bureauglocke des Kommerzienrates.

Herr Jarosky kam selbst öffnen und geleitete sie in ein behaglich eingerichtetes Gemach, wo er ihr gleich einen Sitz antrug.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie selbst kommen!“ sagte der Kommerzienrat. Dann sprach er zur Thüre hinaus: „Josef, rufen Sie mir Herrn Werner. Ich habe mit ihm zu sprechen!“

Diesen Worten suchte der Herr Chef ein besonderes Gewicht zu geben und wandte sich sodann, sein Gesicht absichtlich in strenge Falten legend, an Toni, die das Paket mit den Platten neben sich auf den Tisch gegeben hatte.

„Ich bringe die Aufnahmen,“ brachte sie schüchtern hervor.

„Schon gut! Schon gut!“ meinte der Kommerzienrat. „Das ist jetzt Nebensache. Ich habe mit Herrn Werner eine große Abrechnung zu halten, bei der Sie zugegen sein sollen!“

Alles Blut wich bei dem ernsten Tone aus den Wangen des jungen Mädchens. Es wurde ihr schwindlig vor den Augen. Sie glaubte vom Stuhle sinken zu müssen. Da war etwas geschehen. Hatte sich ihr Paul etwas zu Schulden kommen lassen? Unmöglich! Er, der einzig Geliebte.

Ihre Erwägungen wurden durch den Eintritt Pauls unterbrochen, der einen fragenden Blick auf Toni warf und sich dann vor seinem Chef verneigte.

„Herr Werner,“ begann der Kommerzienrat und nahm gleich mit den ersten Worten den Alp vom Herzen Tonis. „Ich habe allerdings mit Ihnen eine große Abrechnung zu halten. Ich freue mich, Ihnen in Gegenwart dieses Fräuleins sagen zu können, daß Sie unsere Bank vor schweren Verlusten bewahrten!“

Der junge Beamte schwieg einen Augenblick; dann schien ihn eine plötzliche Erkenntnis zu überkommen: „Also haben die Grubenaktien doch falliert!“

„Jawohl, sie haben falliert!“ erwiderte der Chef des Hauses. „Und ich alter — doch keine unparlamentarischen Ausdrücke! — Kurz, Sie haben durch ihre rechtzeitige energische Warnung und Ihre außerordentlichen Darlegungen, deren Scharfsinn ich erst jetzt nach Verdienst bewundern kann, bewiesen, daß Sie mehr Verständnis der Sachlage besaßen, als viele, die in unserm Fach ergraut sind!“

„Herr Kommerzienrat, Sie beschämen mich!“ wagte Paul einzuwenden.

„Keine falsche Bescheidenheit!“ unterbrach ihn Herr Jarosky. „Jedem Verdienst seine Krone! Sie werden begreifen, daß uns nun alles daran liegen muß, Sie an unser Institut dauernd zu fesseln. Sie rücken von heute ab unter unsern Prokuristen vor. Ich gratuliere Ihnen, Herr Werner!“

„Ich — ich —“ stammelte Paul. Doch ehe er noch Zeit oder Worte finden konnte, dem Chef zu danken, sah er das erglühende Gesicht Tonis, aus dem zwei Augen in unsagbarem Glücke strahlten. „Toni! Toni!“ rief er aus und eilte, unbekümmert darum, wo er sich befand, auf das junge Mädchen zu, es in seine Arme schließend. — Geraume Zeit schienen die beiden ihre ganze Umgebung vergessen zu haben.

Herr Jarosky war an das Fenster getreten und wischte sich eine Thräne der Rührung aus den Augen. Da sah der im Leben viel erfahrene Mann einmal ein wahres Glück gegründet.

Endlich kamen die zwei jungen Leute zum Bewußtsein ihrer Lage. Toni machte sich tödlich verlegen aus den Armen ihres Bräutigams los.

„Herr Kommerzienrat entschuldigen —“ stotterte Paul — „Dank! Tausend Dank! Das verdiene ich gar nicht! Ich erlaube mir, Ihnen meine Braut vorzustellen. Das kam alles so plötzlich. Was werden der Herr Kommerzienrat von uns denken!“

„Gewiß nur das allerbeste!“ erwiderte Pauls Chef herzlich und drückte beiden die Hände. Dann nahm er das Paket vom Tisch, löste die Schnur und zog ein Kästchen heraus, das zufällig gleich das richtige war, wie er sich nach Oeffnung des Schiebers überzeugte.

„Famos!“ entfuhr es unwillkürlich seinen Lippen. „Und da,“ wandte er sich wieder an Paul und Toni, „erlaube ich mir, Ihnen, bis ich mich mit dem Hochzeitsgeschenk einstelle, ein kleines Andenken an Ihre Brautzeit zu widmen. So was besitzt selten ein Brautpaar. — Auf meine Diskretion können Sie sich verlassen!“ setzte er lächelnd hinzu. Er hob die Platte gegen das Licht.

Paul sah mit Erstaunen das reizende Bild aus dem Nymphenburger Park, das glückselig lachende Gesicht seiner Braut, sein eigenes bärtiges Gesicht. Dann übergab ihm Herr Jarosky die Platte samt dem hölzernen Futteral und meinte:

„Das übrige werden Sie ja von unserem Entwicklungsfräulein erfahren, das hier wieder eine vollgültige Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt hat. Hoffentlich ist Ihnen das Original lieber, Herr Werner! Und nun begleiten Sie Ihre Braut nach Hause.“

Das junge Paar flog mehr die Treppe hinunter, als es ging. Bei der nächsten Haltestelle sprangen sie auf eine Trambahn und fuhren in die Nymphenburgerstraße. Das war eine Freude bei Schröders! Die Blumen im kleinen Garten schienen noch einmal so bunte Farben zu tragen und noch so herrlich zu duften. Und die Maiensonne lachte zum Fenster herein. Die Glocken der Pferdebahn und der Kohlenfuhrwerke aber klangen dem seeligen Kleeblatt fast wie ein feierliches Geläute um die Osterzeit, das da zum Himmel steigt, die Auferstehung verkündend in Wald und Flur und in den Herzen der Menschen.

Der Bergwald.

Du warst mein tröstlich kühles Wanderziel,
Du grüner Wald, in jugendheißen Tagen.
Ich hatte dir von meinem Glücke viel,
Von meinen Schmerzen hatt' ich mehr zu sagen.

Und wieder such' ich dich, mein dunkler Hort,
Und deiner Wipfel sangesmächtig Rauschen.
Heut' rede du! Ich lasse dir das Wort,
Ich habe nichts zu sagen — ich will lauschen.

Ferdinand Meyer.

Unsere Bilder.

Contreadmiral Alfred Tirpitz, Stellvertreter des Staatssekretärs im Reichsmarine-Amt. Alfred Tirpitz ist am 19. März 1849 zu Küstrin als Sohn des spätern Geh. Justizrats Tirpitz geboren und besuchte von 1855 bis 1865 die Realschule erster Ordnung zu Frankfurt a. O. Am 24. April 1865 als Kadett in die Marine eingetreten, wurde er in derselben 1869 Unterlieutenant z. S., 1872 Lieutenant z. S., 1875 Kapitänlieutenant, 1881 Korvettenkapitän, 1888 Kapitän z. S. und 1892 Contreadmiral. Auf überseeischen Reisen ist Tirpitz nur wenig thätig gewesen, 1865/66 ging er mit dem Kadettenschiff „Niobe“ nach den Capverdischen Inseln, im nächsten Jahr mit dem „Musquit“ nach dem Mittelmeer, 1871/72 als 1. Offizier des „Blitz“ nach Südamerika und Westindien und im Sommer 1876 als Artillerieoffizier an Bord des Panzers „Kronprinz“ nach dem Mittelmeer. Tirpitz' Hauptverdienst beruht in der Organisation des Torpedowesens und in der Schaffung einer mustergültigen Torpedoflotte. Volle dreizehn Jahre hat er seine besten Kräfte dieser Aufgabe gewidmet. Mit Beginn des Jahres 1877 wurde Tirpitz, damals noch Kapitänlieutenant, der Torpedo-Versuchs- und Prüfungskommission überwiesen und im Anschluß hieran als Torpedooffizier an Bord des Torpedoversuchsschiffs „Zieten“ kommandiert unter gleichzeitiger Versetzung in den Admiralstab. Im nächsten Jahre schon wurde er Kommandant dieses Schiffs und leitete als solcher während des Sommers die Torpedoversuche, deren Ergebnisse er während der nachfolgenden Winter in der Admiralität verwertete. Im Jahre 1884 wurde er Chef der Torpedodivision und schon im nächsten Jahre Chef der Torpedoflotille. Er bewährte sich hier so außerordentlich, daß ihm bereits im Jahre 1886 die neugeschaffene, heute von einem Contreadmiral geleitete Inspektion des Torpedowesens übertragen werden konnte. Er behielt diese bis 1889, führte dann als Kommandant die Panzerschiffe „Preußen“ und „Württemberg“, leitete im Herbst 1890 die Admiralstabsreise an Bord der „Grille“, um hierauf als Chef des Stabs der Marinestation der Ostsee verwendet zu werden. Im Januar 1892 trat er als Chef des Stabs in das Oberkommando der Marine ein und hat hier glänzende Proben seiner seltenen Befähigung abgelegt. Nachdem der kommandierende Admiral Frhr. v. d. Goltz verabschiedet worden war, trat Tirpitz zurück und wurde im April v. J. zum Chef der Kreuzerdivision (Flaggschiff „Kaiser“) in Ostasien ernannt. Dort ist Tirpitz bis vor kurzem verblieben, als ihm die Berufung zum Stellvertreter des Staatssekretärs im Reichsmarineamt der Telegraph meldete. Er trat sofort über Nordamerika die Heimreise an, schiffte sich in Newyork ein und kam Anfang Juni in Berlin an. — Sein Nachfolger wurde Contreadmiral v. Diederichs.

Erst ein Küßchen. Nach dem Mittagsüppchen macht der kleine Sohn des Hauses sein Schläfchen. Lautlose Stille herrscht im Stübchen. Der Vater ist bei der Arbeit und die Mutter, welche in der Küche die Haushaltungsgeschäfte besorgt, hütet sich ängstlich vor dem geringsten Geräusch, um ihren Liebling nicht zu wecken. Heute schläft er ausnahmsweise lang und schon einigemal hat die Mutter vorsichtig die Stubenthüre geöffnet, um nachzusehen. Aber er rührt sich nicht; mit roten Wangen, die verkörperte Gesundheit, liegt er auf seinem Lager. Jetzt aber rührt sich doch etwas. Der Bursche muß erwacht sein. Richtig, er sitzt aufrecht in seinem Bett und reibt sich die blauen Augen wach. Nun hört er der Mutter Schritte und jauchzend erblickt er den Apfel in ihrer Hand. Den sollte er haben. Obst ist seine Liebhaberei. Aber halt: „Erst ein Küßchen!“ ruft die Mutter, die sich neben das Bett gesetzt hat, „erst ein Küßchen!“ Freilich meint der kleine Blondkopf „erst Apfel und dann Kuß; aber die Mutter läßt nicht von ihrem Verlangen und so muß er sich eben bequemen: „Erst das Küßchen!“ G.K.

Die Sächsisch-thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Leipzig. Das 400jährige Jubiläum der Leipziger Messen, deren Privilegium Kaiser Maximilian im Jahre 1497 in feierlicher Form bestätigte, fällt mit einem bedeutsamen Unternehmen zusammen, das, von berufenen Männern der verschiedensten Kreise wohlvorbereitet und in allen seinen Teilen gewissenhaft durchgeführt, dazu dienen soll, in der alten Handels- und Meßmetropole Leipzig den Anteil Sachsens und Thüringens am industriellen und gewerblichen Wettbewerb der Gegenwart in einem glänzenden Gesamtbild wiederzuspiegeln: mit der Sächsisch-thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung. In unmittelbarer Nähe der Altstadt Leipzig, von ihrem Herzen aus in kurzer Zeit erreich-

bar, breitet sich der weite Ausstellungsplan in landschaftlich schöner Umgebung aus. Wo sich einst zwischen dem Villenviertel der Karl-Tauchnitzstraße und der Bismarckstraße am anmutigen Johannapark, zwischen den ersten industriellen Anlagen von Plagwitz und den hochragenden Eichen und Buchen des Scheiben- und Nonnenholzes leere Wiesen dehnten, ist jetzt ein herrlicher Park, das ungemein glücklich gewählte Ausstellungsgebiet, entstanden, durchschnitten von dem klaren Hochflutbett der Pleiße, ausgestattet mit großen Teichen, mit allen Mitteln moderner Gartenbaukunst und besetzt mit Hunderten von fesselnden architektonischen Schöpfungen. Alles dies zusammengefaßt ergiebt ein ungemein harmonisch wirkendes Gesamtbild, das einen ebenso stolzen, wie hochragenden Hintergrund in dem Riesenbau des Industriepalastes und in den weiten Räumen der Maschinenhalle findet. Es ist eine an Inhalt reiche, an Wert kostbare Ausstellung, welche die hohe Leistungsfähigkeit des mächtigen Industriestaates Sachsen, den hochentwickelten Gewerbfleiß Thüringens in beredten Zeugnissen der Produktion darthun soll, sei es auf dem Gebiete der Maschinenindustrie, der keramischen und der Textilindustrie oder der Spielwaarenfabrikation, des Buchgewerbes und einer Reihe hervorragender volkswirtschaftlicher Kulturgebiete. In den weiten Hallen des Industriepalastes und der Maschinenhalle kommen in schöner Anordnung alle die fesselnden Bilder zur Erscheinung, die Industrie und Gewerbe in rührigem Wettstreit ihres Könnens hier aufgerollt haben. Aber die Ausstellung ist nicht nur nach dem einen Ziel gerichtet, das ihr seinen Namen leiht; neben dem Hauptgebiet der Industrie und des Gewerbes ist eine Reihe anderer, ebenfalls wichtiger Gebiete vertreten. In riesigen Dimensionen ausgeführt, erhebt sich die Kunsthalle; langgestreckt zieht sich die große Gartenbauhalle hin, und neben ihr die Landwirtschaftshalle. Dann reihen sich das große Ausstellungstheater, die wundervolle „Tiroler Bergfahrt", das Panorama, die Deutsch-ostafrikanische Ausstellung und im „Vergnügungsviertel" Dutzende imposanter und noch viel mehr kleinere Bauwerke aneinander, die sicherlich ihren Zauber auf die Besucherwelt ausüben werden. Zweierlei aber wird der Ausstellungsbesucher mit Vorliebe aufsuchen: jenes so täuschend echt in einen Waldwinkel jenseit des Flusses hineingestellte thüringische Dörfchen und das alte Leipziger Meßviertel, das sich zur Rechten des Hauptportales erhebt. In letzterm ist mit großer Naturtreue das Mittelalter in seinen Bauten wiedererstanden, in treuer Nachbildung jener alten Zeugen von Leipzigs werdender Größe und Macht, ein merkwürdiger Gegensatz zu den Villen modernen Stils, zu den schmucken modernen Bauten der Umgebung. Aber diese alte Stadt mit ihren altersgrauen, verwitterten Mauern, mit ihren vorspringenden Erkern, steilen Dächern, Türmen und Türmchen ist nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick scheint. Hier Auerbachs Hof und dort der Naschmarkt, der klassische Schauplatz der Messe viele Jahrhunderte hindurch, ein Stück Geschichte des alten Leipzigs; die von Architekten geschaffene Illusion läßt das Leipziger Rathaus im Zustand vor dem Umbau durch Hieronymus Lotter naturwahr und historischgetreu erstehen, mit ihm den Schuldturm, das Hasenhaus und den durch die Faust-Sage weltberühmt gewordenen Auerbachs Keller. Dem alten Meßviertel steht als eine entzückende Idylle das thüringische Dörfchen gegenüber, ein wunderbar der Landschaft abgelauschtes Bild aus verborgener Ecke des Thüringer Waldes. Vor dem weidenbestandenen Weiher erhebt sich das schmucke Dorfrichterhaus mit seinen gekrönten Drachenköpfen als Wasserspeiern, zu dem von außen die überdeckte Brücke führt, daneben liegen verstreut die Lindenmühle, die Schmiede, das Fährhaus, der weite Gutshof mit Scheune und Taubenschlag, die Gerberei, der Gasthof und eine Anzahl Prachtexemplare malerischer Bauernhäuser. Aber auch die sagenumwobene Vergangenheit Thüringens hat ihr Recht gefunden. Die in überraschender Feinheit ihrer Motive wiedergegebene romanische Dorfkapelle und der Elisabethbrunnen geben Zeugnis davon. Kapelle, Kreuzgang und Brunnen bilden dann ein inniges Bindeglied zwischen dem thüringischen Dörfchen und der jenseit des Flutbetts errichteten Wartburg, diesem Kleinod der deutschen Kunst. Freilich muß der Besucher dieses imposanten Bauwerks auf den herrlichen Rundblick über Thüringens Wälder und den bezaubernden Vorhof verzichten, aber den Kernpunkt, den Pallas und den Wartturm, findet er wieder. — Gleichsam als Gegenstück zu der Wartburg erscheint das äußerlich in romantische Stimmung getauchte Alpendiorama, dessen Bau in einer plastischen Darstellung der Burg Taufers mit einem Teil des Dorfes Sand besteht, und dessen Inneres eine von dem rühmlich bekannten Alpenmaler Compton geschaffene Reihe herrlicher alpiner Scenen, so das Jungbrunnenthal, den Rosengarten, das Val di Genova, den Nardisfall, den Mandrongletscher, die Schneefelder der Adamellogruppe, dem Beschauer mit all jenen Wundern der Gebirgswelt erschließt, wie sie sonst nur die Hochgebirgsnatur dem Auge der Touristen zu bieten vermag

Vexierbild.



Wo ist die Schwiegermutter?

Allerlei.

Auch ein Standpunkt. Gatte: „Mein Kind, wir sind ruiniert! Kein Mensch will mir einen Pfennig borgen; es bleibt mir nichts weiter übrig als ehrliche Arbeit!" — Gattin: „Wer hätte je gedacht, daß wir so tief sinken würden?"

Bester Beweis. Graf: „Als ich mich um Deine Hand bewarb, glaubte ich bestimmt, eine Frau mit bescheidenen Ansprüchen zu bekommen?" — Gräfin: „Nun, habe ich etwa Deinen Antrag nicht angenommen?"

Hexenprozesse. Die große Kaiserin Maria Theresia erkannte sie früh genug. Sehr merkwürdig sind die Worte in ihrer Kriminalverordnung vom Jahre 1769. Sie lauten: „Wir haben gleich zu Anfang Unserer Regierung — allgemein verordnet, daß solche vorkommende Zauber- oder Hexenprozesse vor Kundmachung eines Urteiles zu Unserer höchsten Einsicht und Entschließung eingeschickt werden sollen, welch unsere höchste Verordnung die heilsame Wirkung hervorgebracht, daß derlei Inquisitionen mit sorgfältigster Behutsamkeit ausgeführet und in unserer Regierung bishero kein wahrer Zauberer, Hexenmeister oder Hexe entdeckt worden, sondern diese Prozesse allemal auf eine boshafte Betrügerei oder eine Dummheit, Wahnwitzigkeit des Inquisiten — — hinausgelofen seien." St.

Ein Sänger mit einem Trompeter im Wettstreite. Farinelli zählte wohl zu den bedeutendsten Sängern seiner Zeit. Der Umfang seiner Stimme, ihre Kraft, der Vortrag, das Aushalten der Töne, ihr Verschmelzen; alles vereinigte sich bei ihm in gleich hohem Grade. Was seine Kraft, sein Aushalten betrifft, davon hat man einen ebenso schlagenden als ergötzlichen Beweis. In seinem 17. Jahre hatte er in der Oper zu Rom eine Arie mit obligater Trompete zu singen. Der Trompeter mußte mit ihm einige Noten aushalten, und Farinelli legte es gleich in den ersten Vorstellungen darauf an, zu zeigen, wer die meiste Kraft der Lunge entwickeln könne. Das Publikum merkte es bald, es nahm für und gegen Anteil, so oft die Oper gegeben wurde. Endlich kam die Sache zur Entscheidung. Der einen Note folgte ein Doppeltriller in der Terz; der Trompeter ließ sich anfangs nicht werfen, aber nach und nach wurde er atemlos, und Farinelli hielt den Ton noch immer fest, endlich schwieg der Trompeter und Farinelli zeigte, daß er bis dahin nur gescherzt habe. In dem nämlichen Atemzuge brach er noch mit neuer Stärke aus, ließ den Ton noch immer mehr anschwellen, hielt ihn, den Triller schlagend, immer fest und lenkte nun in eine der schnellsten und schwersten Kadenzen ein, die nicht eher aufhörte, bis das Jauchzen der Zuhörer nichts mehr hören ließ. Der Trompeter war besiegt und Farinelli vergöttert.

Gemeinnütziges

Umpflanzen zurückgebliebener Obstbaumstämmchen. Sofern frisch gesetzte Stämmchen mit dem Austreiben zurückbleiben, werden sie bald nach Johanni ausgehoben, am Wurzelwerk neu beschnitten und wieder eingepflanzt.

Einmachen von Nüssen. Die unreifen Nüsse, deren innere Schale noch weich ist, werden mit einer Stricknadel fünf- bis sechsmal durchstochen. Dann gieße man Wasser auf die Früchte und erneuere dasselbe täglich während neun Tagen. Darauf koche man die Nüsse in Wasser weich, bis sie von der Stricknadel fallen. Auf 500 Gramm Frucht nimmt man 6·25 Gramm Zucker, befeuchtet diesen mit dem Nußwasser, läßt ihn bis zum Breitlauf kochen, giebt die Früchte nebst Nelken, ganzem Zimmt und Zitronenschale hinzu und stellt sie an die Seite des Herdes, wo sie mit dem Zucker recht durchziehen müssen, ohne stark zu kochen, damit sich die obere Schale nicht löst. Man nehme darauf die Früchte heraus, koche den Saft bis zur Perle ein und gieße ihn über die Nüsse, die bald in die bestimmten Gläser gebracht worden sind. Nach einigen Tagen koche man den Saft noch einmal allein auf, füge etwas Nußwasser hinzu, falls derselbe nicht hinreicht, die Frucht zu bedecken, und auch ein Stückchen Alaun, um das Candieren zu verhüten, gieße den Saft verkühlt über die Früchte, belege diese mit in Arak getränktem Papier und einem Stück Schiefer, damit der Saft oben bleibt, und überbinde die Gläser mit einer Blase. Nüsse müssen erst einige Zeit stehen, ehe sie recht wohlschmeckend werden, im zweiten Jahre sind sie am besten. Sie halten sich vermöge ihrer Herbheit sehr gut. Der dick eingekochte Saft schmeckt als Likör mit Arac, Franzbranntwein oder Cognac vortrefflich. (Der Oekonom.)

Buchstabenrätsel.

A	A	A	B	C
C	D	E	E	E
H	H	M	M	N
N	O	O	R	T
U	U	V	Y	Z

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß fünf Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) ein portugiesischer Freihafen in China, 2) eine europäische Hauptstadt, 3) ein Baum, 4) ein Symbol fürstlicher Herrschaft, 5) ein südwestlicher Küstenstrich Arabiens.

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die beiden Diagonalen zwei neue Wörter, und zwar von links nach rechts eine Stadt in Frankreich, von rechts nach links einen Ort am Genfersee. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

Morcheln, Wangen — Mochenwangen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.